

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

Nr. 8.

Mittwoch, den 27. Januar 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden mit 1½ Sgr. für die gepaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und Universitätsplatz 16 angenommen.

[Stand der Weltthändel.] Die Uneinigkeit zwischen den beiden deutschen Großmächten und dem deutschen Bunde in der **Schleswig-Holsteinischen Sache** ist jedenfalls höchst bedauerlich, schwächt das Ansehen Deutschlands, lähmt die Thatskraft für die Geltendmachung des von Dänemark verletzten Rechtes, giebt den politischen Leidenschaften und nebenbei den revolutionären Wühlereien größeres Fahrwasser und bedroht selbst Deutschlands Besitzstand unter Umständen mit nicht unerheblichen Gefahren. Zwar haben die Großmächte erklärt, daß ihre selbstständige Aktion sich nur auf Schleswig, das nicht Bundesland ist, beziehen und das berechnete Vorgehen des Bundes in Holstein in keiner Weise beeinträchtigen und behindern solle. Immerhin ist es aber traurig, wenn in ein und derselben Angelegenheit die deutschen Bundesstaaten, wozu auch Preußen und Oesterreich gehören, mit diesen beiden als Großmächten in der Politik für deutsches Recht und Interesse soweit auseinandergehen. Der deutsche Bund ist offenbar in der holsteinischen Frage das berechnete Organ zur Intervention für Wahrung des von Dänemark schwer verletzten Rechtes. Auch kann man ihm eine Berechtigung zur Geltendmachung des Erbrechtes Friedrichs daselbst nicht absprechen, da er über die Erbfolgeveränderung in einem deutschen „Bundeslande“ hätte gehört werden müssen, so daß eine ohne seine Zustimmung geschehene Abänderung, wie sie zu London zu Stande kam, für Deutschland rechtlich unverbindlich erscheint. Wenn sich die Großmächte als solche durch einen ohne den deutschen Bund geschlossenen Erbfolgevertrag gebunden hätten, so könnten sie sich zur Wahrung desselben verpflichtet halten, haben aber nach unserer Meinung die Pflicht, sich den Beschlüssen des deutschen Bundes bezüglich Holstein-Lauenburgs zu fügen, wie sie es auch durch die Bundesresolution zum Theil anerkannt haben. Mit Schleswig verhält es sich allerdings nicht auf dieselbe Weise. Es ist nach allem Recht wohl mit Holstein innig verbunden und hat Anspruch auf die Erhaltung seines von Dänemark mit Füßen getretenen Verfassungsrechtes. Aber es ist kein deutsches Bundesland und fordert nur durch seine garantierte Verbindung mit Holstein die Dazwischenkunft Deutschlands für sein mißkanntes Recht heraus. Wenn die Trennung zwischen deutsch-großmächttlicher und deutscher Bundespolitik nicht überhaupt

ein Unglück wäre, das möglichst zu vermeiden, so würden die Großmächte mit ihrem selbstständigen Vorgehen in Schleswig, ohne sich in Holstein von dem Bunde zu scheiden, noch keineswegs bundesbrüchig handeln, wie man sie hier und da vorzeitig beschuldigt. Der Kernpunkt des Streites liegt freilich in dem Streben der Großmächte und des Bundes nach einem sehr verschiedenen Ziel. Während jene das Londoner Protokoll für verbindlich erachten, falls nur alle Mitbedingungen erfüllt werden und vorerst nur die Verfassungsrechte Schleswig-Holsteins unter Personal-Union mit Dänemark herstellen wollen, will der Bund, dem der Londoner Vertrag unverbindlich, die Losreißung der Herzogthümer von dem Verband mit Dänemark und die Inthronisirung Friedrichs von Augustenburg. Hierin namentlich auf Schleswig bezüglich sehen aber die Großmächte eine europäische Kriegsgefahr und wohl auch ein revolutionäres Element. Weniger Gewicht hat, mag aber doch in Preußen in Anschlag kommen, daß die liberale Partei aus dieser Entwicklung den Sturz des Ministeriums Bismarck erhofft, wie das mehrfach angedeutet worden, weil sie meint, Preußen könne einen ordentlichen Krieg nur mit Erfolg führen, wenn es einen Regierungs-Systemwechsel eintreten lasse.

Napoleon hat zu dem deutsch-dänischen Handel eine Stellung eingenommen, welche die deutsche Einigkeit jedenfalls nicht fördert, ihm aber auch gestattet, in jedem Augenblick den Spieß zu wenden, während England richtig seine Krämerpolitik wieder zu üben beginnt und es bei impertinenten Drohungen gegen Deutschland und faulen Phrasen für Dänemark bewenden lassen will. Meisterhaft hat ihm der sächsische Minister von Beust gebietet und ihm den Stuhl vor die Thüre gesetzt. War diese Abweisung englischer Hofmeisterei und Impertinenz auch nicht diplomatisch fein, sondern grob, so war sie doch der Sache ganz angemessen und wohlgezielt.

Oesterreich scheint sich neuerdings viel zu sehr an England zu attachiren und sich um dessen nichtsbedeutende weil unzuverlässige Freundschaft allzueifrig zu bemühen. Hat es schon vergessen, daß Englands Politik die italienische Revolution gehätschelt und daß Oesterreich dabei nicht bloß Mailand, sondern auch seinen Einfluß in Italien verlor? Für eine Landmacht zumal, wie Oesterreich wesentlich ist, ist die britische

Freundschaft und Feindschaft sehr unerheblich und will es uns scheinen, als ob Oesterreich neuerdings nach allen Seiten eine Experimentalpolitik treibe, welche es schließlich theuer bezahlen dürfte. Was ihm früher noch einen wesentlichen Einfluß gestattete, daß es als die katholische deutsche Großmacht galt, geht ihm jetzt auch mehr und mehr verloren. Wir erkennen in seinem Regime nicht den katholischen Charakter, sehen in seinem Reichstag, Beamtenthum und seiner Presse sehr heillose unkatholische Symptome und gewahren namentlich in seiner Hauptstadt soviel unkatholisches Wesen und antichristlichen Schmutz, daß wir nicht ohne Grund urtheilen, Oesterreich gehe bergerb, verliere die katholischen Sympathien, ohne die gegenwärtigen zu gewinnen, während es im Innern zerklüftet und angefressen trotz aller Phrasen von seinem Aufschwung unkraftiger dasteht, als jemals. Wir kennen keinen Fortschritt und Aufschwung, wo das gläubige und sittliche Leben vielfach in Fäulniß sich auflöst und wo diese Fäulniß durch eine infame jüdische und antichristliche Presse und Litteratur fortwährend Förderung erhält. Die Verfaulung ist der Vorbote des Falles der Reiche; so war's immer, so ist's noch. Gottes Ordnung stößt der Unverstand nicht um und Stinkblumen sind keine Rosen.

Aus **Turin** berichtet man: „In den Regierungskreisen herrscht seit einigen Tagen eine vollständige an Verzweiflung grenzende Niedergeschlagenheit. Die in Folge von Besuchen aus Paris hier und in mehreren Städten Italiens vorgenommenen Hausdurchsuchungen und Verhaftungen haben die Regierung auf ein weit verzweigtes Complot geführt, welches gegen niemand Anderen als die Regierung des Königs selbst gerichtet ist. Wenn nämlich die Vorbereitungen zu einem revolutionären Putsch gegen Venedig und Rom beendet gewesen, so sollte, ehe man zur Ausführung schritt, der Sturz der königl. Regierung selbst erfolgen. — In allen großen Städten waren Vorbereitungen getroffen, um auf ein gegebenes Signal die Revolution auszuführen, Victor Emmanuel des Thrones verlustig zu erklären, die Republik zu proklamiren und Garibaldi mit der Diktatur zu bekleiden, welcher dann das geträumte Befreiungswerk mit Beihilfe der ganzen Nation durchführen sollte. So abenteuerlich auch das ganze Projekt klingen mag, es bestand oder besser gesagt es besteht noch, und ist das Complot ein so weit verzweigtes, daß die Regierung gar nicht weiß, wo sie Hand anlegen soll, da sie überhaupt befürchtet, der ganzen Bewegung nicht gewachsen zu sein, um so mehr, da sie sich auf ihre eigenen Organe größtentheils durchaus nicht verlassen kann. Die Bestürzung der Regierung ist daher begreiflich und um so leichter erklärlich, da auch aus Florenz hier Nachrichten eingetroffen sind, welche eine revolutionäre Erhebung täglich befürchten lassen. Genua, Neapel, Livorno, Florenz und Mailand sind die Städte, welche das Signal zur Revolution geben sollen; ob die Regierung im Stande sein wird, die Bewegung zu hemmen, wird die Zukunft lehren. Der vertraute Hausdiplomate Louis Napoleons und Victor Emmanuel, Marchese Vimercati, ist nach Paris gereist, um dem Kaiser über die Lage Bericht zu erstatten und sich weitere Befehle zu erbitten.“ Da hätten wir also die Bescheerung.

Die Helfershelfer der turinischen Nichtswürdigkeit sollen nun an diesem Regiment den Nachrichtenendienst versehen. Gott läßt öfters die Sünder durch die Sünder bestrafen. Man lerne, was revolutionärer Frevel am Recht für Segen einbringt! — Welche Subjekte die Revolution zu ihren Diensten verwendet, das möge uns die Turiner Zeitung lehren, welche über Trabucco, einen der Attentäter gegen Kaiser Napoleon, folgende Lebensstizze giebt: „Trabucco ist zu Aversa in der Provinz Terra di Lavoro geboren, und ist seines Zeichens ein Hornspieler. Er soll es auf seinem Instrumente zu großer Fertigkeit gebracht haben. Im Jahre 1859 trat er als Hornist unter die Apenninenjäger, die zu Acqui gebildet wurden. Im Jahre 1860, als Garibaldi in Neapel eingezogen war, trat er in dieser Stadt als Hauptmann auf, doch ohne je zu dieser Charge ernannt worden zu sein. Er gebrauchte diese Stellung, um sich durch allerlei schlechte Mittel Summen theils zu erborgen, theils zu erpressen und den vielfachsten Schwindel zu treiben. Nach Auflösung der Garibaldi'schen Armee spielte er den Martyrer und betrachtete sich als ein Opfer piemontesischer Barbarei. Da die Bewunderung für den Garibaldi'schen Helden aber bald ein Ende nahm, so kehrte er zu seinem Instrumente zurück, auf welchem er angeblich Concerte veranstaltete, für die er das Geld zum Voraus erhob, die er aber bis heute zu geben schuldig geblieben ist. In der Mitte des vorigen Jahres wurden ihm die Mittel verschafft nach London zu reisen, wo er seine Instruktionen empfing.“

Bekanntlich hat man die Veraubung der griechischen (nicht katholischen) Klöster in den **Donaufürstenthümern** dekretirt. Man nennt solche Spießbüberei verblümt Säkularisation, und hat dazu gerade ein solches Recht, wie der Räuber, der mit Gewalt in ein wehrloses Haus dringt und einpackt, was er kriegen kann. Gegen obigen Staatschelmensreich protestiren nun nicht bloß christliche Mächte, sondern sogar der Türke, der schließlich noch christlicher zu denken scheint, als manche Christen, welche solchen Diebstahl in der Ordnung finden und nur dann erst Galgen und Rad in Bewegung setzen, wenn ihre eigene Habe von den langfingerigen Vermögensausgleichern gepackt wird. Geht das Stehlen aber bloß gegen eine kirchliche Genossenschaft, dann ist's keine Sünde, sondern ein „Staatswohlfabrikatwerk.“ Der Ruß, der sich auf derartige Staatswohlfabrikatwerke auch meisterlich versteht und der schon soviel katholisches Kirchenvermögen im Magen hat, versteht sich auch noch auf andere Praktiken und weisefiert neuerdings mit den besten Meistern der politischen Taschenspielerkünste. Die niedergeworfenen Polen müssen jetzt Dankadressen an den lieben Vater Zar schicken und Juden ihre Loyalität durch den Bau einer russischen Kirche beglaubigen. Wahrscheinlich werden nächstens auch aus dem Innern Rußlands und aus Sibirien mit Freuden thränen geschriebene Danktagungen von den daselbst anständig gemachten Insurgenten anlangen, worin sie über die erfreuliche Verbesserung ihrer Situation sich aussprechen. Ob nicht auch schon einige Gefenkte und Erschossene zurückgekommen, um Murawiew und Berg als ihre größten Wohlthäter zu verehren, haben wir noch nicht in Erfahrung gebracht. Mit Eckel wenden wir uns von diesem Schauspiel ab, wo nicht mehr

eine angegriffene Macht mit dem offenen Feinde um Tod und Leben ringt, was wir begreifen, sondern wo mit der Unnatur Gaukelspiel getrieben wird und der Despotismus in's Herz greift und seine Gefühle zu falschen Aeußerungen zwingt.

In Amerika ist der hochw. Erzbischof Hughes von New-York, 65 Jahre alt, gestorben. Er stand als Freund der Union selbst bei der Regierung in großem Ansehen. Er war ein geborner Zehländer, schon im 18. Lebensjahre nach Amerika ausgewandert, wurde 1838 Bischof und 1840 Erzbischof. — Aus demselben Lande berichtet eine Correspondenz über eine sogenannte gottesdienstliche Versammlung einer methodistischen Sekte. Solche Versammlungen werden alle Jahre gehalten und sind unter dem Namen „Camp meetings“ (Lagerversammlungen) bekannt. Diese Methodisten haben nämlich die Gewohnheit, im September nach beendeter Ernte Zusammenkünfte zu veranstalten. Eine Anzeige in den Zeitungen setzt die Anhänger in Kenntniß, daß sie kommen sollen, um die Gnaden zu empfangen, die der hl. Geist reichlich austheilen werde. Als Ort der Versammlung wählt man die Mitte eines Waldes, wo man schon vorher durch Umbauen der Bäume einen freien Platz vorbereitet hat. Dahin strömen am bestimmten Tage von allen Seiten Männer, Weiber und Kinder zu Fuß und zu Wagen. Darunter sind Leute von allerlei Volk, auch Deutsche, die sich der Sekte angeschlossen haben. An der einen Seite des Platzes wird eine Erhöhung errichtet für die Prediger, die immer in großer Zahl dabei sind. An den andern drei Seiten werden die Zelte aufgeschlagen, so daß die Mitte des Platzes frei bleibt. Hinter den Zelten stehen die Wagen und Pferde. Für die Beleuchtung werden Lampen und Fackeln aufgestellt, die ein bleiches Licht über die Umgebung verbreiten. Gegen 10 Uhr des Abends wird ein Zeichen gegeben, das Volk versammelt sich in der Mitte des Platzes, die Geistlichen besteigen die Erhöhung, die Zuhörer stehen oder setzen und legen sich auf die Erde. Ein Prediger spricht einige Gebete und deklamirt dann einen kurzen Speech (Vortrag). Darauf halten Andere Reden, um die Begeisterung zu erwecken. Jetzt beginnt Einer den Gesang und das Volk begleitet ihn in den verschiedensten Tonarten. Der Sänger verstärkt seine Stimme immer mehr und macht dabei mit dem Körper die sonderbarsten Bewegungen. Das Volk macht ihm alles nach und Geschrei und Gestikulationen arten bis in's Gräßlichste aus. Bei dem Anblick dieser Leute glaubt man einen Haufen Verrückter zu sehen. Der Vorsänger singt: Glaube nur, und du wirst erbört; bekehret euch zu dem Herrn u. s. w. Das Volk antwortet: Gott verflucht den Sünder nicht; in dem neuen Jerusalem bekommen wir den Kaffee ohne Bezahlung und guten Wein, Alulaja! Endlich ruft eine Stimme: Der hl. Geist kommt! Alle klatschen in die Hände und schreien mit ausgelassener Freude: Ja er kommt, der hl. Geist kommt! Nun geht Alles wirr durcheinander, Männer, Weiber und Kinder bilden einen bunten Knäuel. Sie schreien, springen, hüpfen in die Höhe, schlagen sich mit geballten Fäusten auf die Brust, reißen sich die Haare aus, wälzen sich auf der Erde, kurz es entsteht der tollste Wirwar. Wer am meisten schreit und am unsinnigsten sich gebedet, hat nach den verdrehten Begriffen der Sekte

den hl. Geist in der reichsten Fülle empfangen. Am ärgsten treiben es die Prädikanten. Diese mischen sich unter das Volk und verüben die wahnsinnigsten Tollheiten. Dabei erlöschen die Lampen oder werden ausgelöscht. So geht dieser Heidenlärm und Höllenspektakel fort die ganze Nacht bis zum Morgen. Die Ermattung zwingt endlich zur Beendigung des lästerlichen Standals. Ermüdet und fast todt fallen die „heiligen Gläubigen,“ wie sie sich nennen, zur Erde nieder, kriechen in die Zelte, und erholen sich den Tag über, um am Abend dieselbe Parodie eines Gottesdienstes von neuem zu beginnen. Diese Festlichkeit dauert eine Woche; dann zieht Jeder wieder nach Hause und ist, wie er glaubt, begabt mit dem hl. Geiste. — (Man würde zweifeln an der Wahrheit dieses Berichtes, wenn nicht der Correspondent versicherte, daß er nach eigener Anschauung geschrieben habe.)

Prinz Louis Napoleon auf dem Arenaberge.

(Ein Beitrag zur Zeitgeschichte.)

(Schluß.)

Man hielt Volksversammlungen, schimpfte auf Louis Philippe und seine Minister, sprach von Freischaaren, und in den Großen Räten von Argau, St. Gallen, Luzern, Solothurn, Appenzell A. Rh., Schaffhausen, Waadt, Genf und Bern wurden Frankreichs Forderungen abschlägig beschieden; für die Ausweisung des Prinzen aber erklärten sich Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Graubünden, Tessin, Neuenburg, Freiburg; Zürich wartete noch zu, Basel-Stadt und Baselland neutralisirten sich als Gegensätze. Die Drohungen Frankreichs wurden nun ernsthafter; ein Corps von 27,000 Mann sammelte sich an der Schweizergrenze von Pontarlier bis Hüningen, und der Befehlshaber, General Aymard, erließ am 25. Sept. zu Lyon einen Tagesbefehl, in welchem die Schweizer „turbulente Nachbarn“ genannt wurden, „die es bald, vielleicht zu spät erfahren würden, daß es besser gewesen wäre, den gerechten Forderungen Frankreichs zu entsprechen, statt zu prahlen und zu beleidigen.“ Zubei empfangen die französischen Soldaten den Befehl zum Marsch an die Grenze, was die Schweizer nicht wenig ärgerte; denn sie hatten sich noch immer in dem Glauben gewiegt, der Schweizername sei bei dem französischen Militär in einem gewissen scheuen Respekte, andererseits hatten sie sich sagen lassen, in Frankreich sei ein Krieg gegen die freie Schweiz so unpopulär, daß die Regierung nicht ernsthaft an einen solchen denken dürfe. Jetzt fingen die französischen Schweizer auch Feuer; das zunächst bedrohte Genf setzte seine (seitdem abgebrochene) Wälle in Vertheidigungszustand und 6000 Bürger bewaffneten sich, Waadt bot alle wehrfähige Mannschaft auf, auch Bern, Argau und selbst St. Gallen regten sich. Trotzdem wußten alle über 40 Jahre alten Schweizer, daß eigentlich alles schon aus- und abgemacht sei; denn die europäischen Mächte waren einverstanden, daß Frankreich nicht länger von der Schweiz aus durch einen Prä-

tendenten beunruhigt werden dürfe, und Fürst Metternich, dem eine schweizerische Ehrengesandtschaft in jenen Tagen zu Mailand (Krönung Ferdinands I.) sprechen konnte, erklärte dies in den unzweideutigsten Ausdrücken; alle officiellen Blätter gaben der nämlichen Ueberzeugung Ausdruck und verschonten den Prinzen nicht im mindesten mit Vorwürfen und Anschuldigungen. Der Prinz selbst kannte die ganze Tragweite der schweizerischen Rüstungen und Erklärungen, er wußte, was Dr. Kerns Ausruf im thurgauischen Großen Rath: *fais ton devoir, arrivera qu'il pourra* (thue deine Pflicht, komme was wolle) zu bedeuten habe. Er wurde durch die Forderung Frankreichs, die abschlägige Antwort der Schweiz, die französischen Drohungen und Rüstungen, den schweizerischen Troß für einige Zeit der Mann, auf welchen Frankreich und Europa blickten, eine politische Größe, aus einem Abenteuerer ein als gefährlich erklärter Präsident — das hatte er alles längst gewünscht und Herr Dr. Kern leistete ihm dabei die besten Dienste, für die er ihm heute kaiserlich dankt. Dr. Heinrich Elsner rühmte sich, der Vermittler und Intermediarius zwischen dem Prinzen und Dr. Kern gewesen zu sein und darin liegt die Lösung des Knotens des ganzen Schauspiels gefunden zu haben: daß auf der einen Seite Dr. Kern für den Prinzen den thurgauischen Großen Rath gewinne, während der Prinz zur rechten, festgesetzten Zeit seine freiwillige Abreise erkläre, so daß der thurgauische Große Rath und mit ihm der schweizerische Radikalismus dem französischen Könige Troß bot, ohne nur das Mindeste zu riskiren, und der Prinz zur europäischen Persönlichkeit emporgehoben wurde. Es gab wohl einige Herren, welche das Spiel durchschauten, sie schwiegen aber, weil auch sie durch den übermächtigen Ton der französischen Note erbittert waren. Der Prinz war nämlich nicht schweizerischer Bürger. Er hatte allerdings von der seitwärts vom Arenaberge liegenden kleinen Gemeinde Salenstein das Bürgerrecht angenommen, aber als ihm 1832 der Große Rath das Cantonsbürgerrecht verleihen wollte, sorgte der Prinz dafür, daß das Wort „Bürgerrecht“ in „Ehrenbürgerrecht“ verwandelt wurde, denn nach dem thurgauischen Gesetze hätte er ausdrücklich vorher einem andern Staatsbürgerrechte, d. h. seiner Nationalität als Franzose, entsagen müssen. Und dies wollte der Prinz nicht, wie sein Dankschreiben vom 16. Mai (1833) an den Großen Rath bezeugt, in welchem es heißt: „glauben Sie mir, daß ich unter allen Umständen meines Lebens als Franzose und Bonaparte stolz darauf sein werde, Bürger eines freien Staates zu sein.“ (*Croyez, que dans toutes les circonstances de ma vie comme Français et Bonaparte, je serai fier d'être le citoyen d'un état libre.*) Von diesen „Anständen“ des Prinzenbürgerrechts sagte Dr. Kern der Tagung kein Wort, sondern debucirte, daß der Prinz thurgauischer Bürger sein müsse, weil er es nicht sein könnte, wenn er Bürger eines andern Staates wäre, denn so verlange es das thurgauische Gesetz. Und der Prinz erklärte, er sei thurgauischer Bürger (Ehren- ließ er weg), und habe kein anderes Bürgerrecht, was die französische Regierung am besten wisse, da sie die Verordnung, welche die Bonaparte als in Frankreich bürgerlich todt erkläre, nicht aufgehoben habe. So war alles schön arrangirt und wurde schön gespielt; endlich erklärte der Prinz der thurgauischen Regierung in einer Zuschrift

(20. Sept.), daß er aus freien Stücken das Asyl verlasse, dankend für alle Gunst, die ihm so reichlich zu Theil geworden. Die thurgauische Regierung berichtete darüber dem Vortort, der Vortort der französischen Regierung — das Schauspiel war aber noch nicht zu Ende, weil viele Spieler viele Rollen brauchen.

Am 1. October trat die Tagung zusammen und erklärte am 6. October nach Paris im wesentlichen: Die Cantone hätten niemals in die Ausweisung eines Schweizerbürgers einwilligen können, sie seien aber darüber nicht einig gewesen, ob der Prinz wirklich Schweizerbürger sei; durch die freiwillige Entfernung desselben sei die Frage indessen erledigt. Die Schweiz könne aber, treu den Gesinnungen, welche sie Jahrhunderte mit Frankreich verbunden, ihr peinliches Erstaunen über das Vorgehen der französischen Regierung nicht unterdrücken. Die Schweiz wünsche, daß sich derartige Verwicklungen nicht wiederholen, und hoffe die früheren Verhältnisse guter Nachbarschaft und die alte gegenseitige Zuneigung zwischen Frankreich und der Schweiz schnell wiederhergestellt und befestigt zu sehen. Konnte die Tagung schöner vor Louis Philippe fagenbucheln? Er war auch sehr zufrieden, wie sein Gesandter bald erklären konnte, beifügend, das Armee-corps an der Grenze werde nach der Abreise des Prinzen sogleich aufgelöst werden. Dazu wurde noch die Versicherung gegeben, Frankreich sei der treueste Allirte der Schweiz (die als neutral keine Allirte haben kann), ihr aufrichtigster Freund und der unwandelbarste Verteidiger ihrer Unabhängigkeit (!). Vergessen darf übrigens nicht werden, daß die Tagung nach ihrem 6. October ungefähr 10,000 Mann unter die Waffen rief zum Schutze der Grenze, und noch mehr auf das Piktet stellte; es wurde etwas gerasselt und gejubelt, selbst noch, als alles wieder zu Hause war, wie alsbald geschah. Am 14. October verließ Louis Napoleon den Arenaberg; die Schützen und die Bevölkerung bezeugten ihm bei seinem Abschiede eine ungeheuerliche Anhänglichkeit. Er pilgerte nach England, aber nicht um Buße zu thun. Sein Schloß Gottlieben ging durch Kauf an den Grafen von Beroldingen über und beherbergte seitdem einmal den König von Württemberg; Arenaberg wurde auch bald mit allem verkauft, selbst mit dem Silbergeschirre (nach Augsburg), das theilweise dem Kaiser gedient hatte. Das Schloß wurde vernachlässigt und theilweise demolirt, der schöne Wald verwüstet, denn sie gingen durch mehrerer Hände. Unterdessen wagte der Prinz das Attentat von Boulogne, lebte als Gefangener in Ham, entfloh nach England, sandte mehr als eine Schrift in die Welt und war dennoch verschollen. Da brach die Februarrevolution aus und das demokratische französische Volk verjagte den Bürgerkönig und erhob den eben noch vorher verspotteten Louis Napoleon zum Präsidenten — zum Kaiser! Er hatte also doch schlau gespielt.

Der Mäßigkeits-Apostel Mathew.

Der Irländer J. F. Maguire, Mitglied des englischen Unterhauses, der Verfasser des bekannten Buches „Rom und sein Beherrscher“ (in deutscher Uebersetzung bei Bachem in Köln 1861

in zweiter Auflage erschienen), hat vor Kurzem bei Longman in London eine Biographie des irischen Mäßigkeits-Apostels Pater Mathew erscheinen lassen. Theobald Mathew wurde am 10. October 1790 zu Thomastown in Tipperary geboren. Er entschloß sich früh, sich dem geistlichen Stande zu widmen, trat in den Capuziner-Orden und wurde 1814 von dem damaligen Erzbischof von Dublin, Dr. Murray, zum Priester geweiht. Er wirkte an mehreren Orten in der Seelsorge, namentlich im Beichtstuhl, wo er mitunter fünfzehn Stunden an einem Tage war. Seine Thätigkeit für die Mäßigkeitsache begann er erst 1838, nach vielen Aufforderungen von verschiedenen Seiten und nach langem Ueberlegen. Schon seit zehn Jahren hatten in Cork, so Mathew damals lebte, Mehrere der Unmäßigkeit im Trinken entgegen zu wirken gesucht, ein anglikanischer Prediger, ein Unitarier, und namentlich der Quäker William Martin. Letzterer wiederholte dem Capuziner ein Mal über das andere Mal: „D, Theobald Mathew, wenn du nur die Sache in die Hand nehmen wollest, du würdest viel Gutes wirken unter diesen armen Geschöpfen.“ Im April 1838 ließ Mathew dem Quäker sagen, er wolle sich an der Sache betheiligen. Am 10. April führte er den Vorsitz bei einer Versammlung in einem Schulzimmer, und 60 der Anwesenden zeichneten sich als Mitglieder des Mäßigkeits-Vereins ein. Nach drei Monaten war die Zahl der Mitglieder 25000, nach fünf Monaten 131,000, im Januar 1839 schon 200,000, meist aus der Stadt und der Grafschaft Cork, zum Theil aber auch aus den umliegenden Grafschaften. Im December 1839 besuchte er auf die Einladung des Bischofs Kimerick, und gewann in vier Tagen 150,000 Mitglieder, bald nachher in Waterford in drei Tagen 80,000. Im März 1840 wirkte er zu Dublin, und im Juni desselben Jahres war die Zahl der Vereins-Mitglieder in Irland 2 Millionen, aus allen Konfessionen und politischen Parteien. Auch O'Connell schloß sich dem Vereine an und beförderte denselben wesentlich; Mathew hielt sich aber von allen politischen Bestrebungen sorgfältig fern. Im J. 1842 besuchte er Schottland, 1843 England. Die politischen Zwistigkeiten in Irland, namentlich die Entzweiung O'Connell's mit der „jung-irischen“ Partei, die Hungersnoth in den J. 1845 und 1846, O'Connell's Tod 1847, und eine gefährliche Erkrankung Mathew's im Frühjahr 1848 hatten ein Stillstehen und einen theilweisen Rückgang der Bewegung zur Folge. — Als nach dem Tode des Bischofs von Cork im April 1847 die Geistlichkeit der Diözese drei Candidaten für das Bisthum vorzuschlagen hatte, wurde Mathew an erster Stelle vorgeschlagen; der Papst ernannte jedoch den an zweiter Stelle Vorgeschlagenen. — Vom Juni 1849 bis December 1851 wirkte Mathew in Nordamerika; er besuchte 300 Ortschaften in 25 Staaten der Union und gewann 500,000 Vereins-Mitglieder. Im Februar 1852 traf ihn ein Schlaganfall; den Winter 1854—55 brachte er auf Madeira zu; am 8. Decbr. 1856 starb er zu Queenstown. — Maguire wirft am Schlusse seines Buches die Frage auf: „Hat Pater Mathew's Werk ihn überlebt?“ Er antwortet darauf: „Ja, und es ist unmöglich, es wieder zu zerstören. Freilich ist die Masse des irischen Volkes dem Gelübde nicht treu geblieben; aber es giebt überall noch Viele, welche sich der geistigen Getränke gänzlich enthalten, und die öffentliche Meinung und der

gesellschaftliche Ton hat sich in Irland seit Mathew's Wirken wesentlich geändert. Früher sah man Trunksucht als einen Fehler an, wofür sich viele Entschuldigungen finden ließen; jetzt gilt sie als ein entehrendes Laster.“

Aus dem Leben dieses seltenen Mannes wird noch folgende Anekdote erzählt. „Mathew kam einst in der Abenddämmerung im Hause eines Dorfpfarrers in einem entlegenen Theile der Grafschaft Galway an, wo er predigen sollte. Das beste Zimmer des Hauses war für den geehrten Gast in Stand gesetzt und der Hauswirth führte ihn dahin. Es lag im Erdgeschosse und wurde durch ein Gangfenster ohne Vorsetzer und Vorhänge erhellt. Vater Mathew dachte an weiter nichts, als sich durch einen tüchtigen Schlaf für die Arbeit des nächsten Tages zu stärken. Er drehte also sein Gesicht gegen die Wand, seinen Rücken gegen das Fenster und fiel bald in tiefen Schlaf. Als er wie gewöhnlich sehr früh erwachte, betrauerte er sich, sprach ein Gebet und wendete sich gegen das Fenster. Man denke sich sein Unbehagen, als er eine Menge Menschen, Männer, Frauen und Kinder, vor dem Fenster und mindestens ein Duzend flach gedrückter Nasen, deren Eigenthümer ihn genau betrachten wollten, an den Scheiben sah. Einen bescheidenen Mann als Vater Mathew hat es nie gegeben, und dieser Beweis seiner Belicbtheit machte ihn höchst verlegen. Er blickte nach dem Kopfen des Bettes, wo ein Tisch stand, ob nicht eine Glocke in seinem Bereich sei. An einen solchen Luxus war aber im Hause eines Priesters in einem Gebirgsdorfe von Galway nicht zu denken. Auf dieses Hilfsmittel mußte also verzichtet werden. An der einen Seite des Kamins hing etwas wie ein Glockenstrang, aber auch der, wenn es einer war, nützte zu nichts, denn keine Gewalt der Welt würde den guten Vater haben bestimmen können, das Bett zu verlassen und durch das Zimmer zu gehen, um an dem verlockenden Strang zu ziehen. Der draußen stehende Haufen war offenbar im Wachsen begriffen, und das zunehmende Murmeln von Stimmen zeugte auch für die steigende Theilnahme. Gelegentlich verstand Mathew Sätze wie die folgenden: „Marie, siehst Du ihn, sprich. — Laß mich auch einmal hinsehen, Kind, Gott segnet Dich dafür. — Nicht so drängen! — Herunter von meinem Fuße, wird es bald! — Ah, da ist er, der gesegnete Priester! — Guter Mann, schieb Euren Rücken bei Seite, er ist so breit wie ein Pferd. — Es ist eine Schande, daß Eurer hier so viele sind; wer wird so neugierig sein? — Mama, Mama, da ist er, ich sehe seinen Kopf. — Seid still, oder Ihr weckt ihn.“ — Vater Mathew bemerkte bald, daß er sich nicht bewegen dürfe, ohne draußen eine wachsende Neugier hervorzurufen, und es schien ihm, als ob die Fensterheben eine immer größere Zahl flach gedrückter Nasen aufnahmen. Der arme Mann war ein Gefangener und horchte sehnüchlig auf jeden Ton, der ihm Hoffnung auf Befreiung machte, aber erst nach drei tödtlich langen Stunden erschien der Hausherr, der seinen Gast nicht hatte stören wollen, und bemerkte die Anwesenheit der bewundernden Menge, die natürlich sofort verschwand.

Herr bleib' bei uns.

(Eine Abendscene.)

„Bleibe bei uns, denn es wird Abend,
und der Tag hat sich schon geneigt.“

Luc. 24, 29.

Die milde Frühlingssonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen noch des alten Städtchens Schieferthurm, und silberklar wandelte der Mond am duftigen Himmelsgewölbe herauf; die Arbeitsamen hatten schon Feierabend gemacht, auch das freundlich sinnige Grußgeläute verklang allgemach, durch die feierliche Stille hinwogend, und das Abendgebet frommer Lieber treulich mit sich hinaufnehmend in dunkelnde Himmelsbläue. In einem stattlichen Hofe vor dem Thorwege saßen auch viel gute junge Leute beim Abendbrod beisammen, und der alte wackere Tuchmacher Anselm, der Hausvater, in ihrer Mitte: der greise Berufsführer Philipp aber ließ sich, obwohl heute sein Geburtstag war, von seinem gewöhnlichen Geschäft, den Tisch unter den Linden zurecht zu machen und abzuräumen, nicht abhalten. Er war diesen Tag über sehr stille gewesen, wie denn überhaupt viele Worte nicht seine Sache waren; mehr schien er auf's Singen zu halten, und ein Lied war ihm vor allen lieb und werth. Und als Alt und Jung nunmehr ihn zwischen sich nöthigte und seine Gesundheit trank, da stimmte er alsogleich mit ungewöhnlicher Rührung dies Lieblingslied an, und die Kinder sangen munter mit ihm. Sie sangen aber wie folgt:

Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden,

Der Tag hat sich geneigt;

Schon senkt die Nacht hernieder sich auf Erden,

Und alles ruht und schweigt.

Ihr Tage und Nächte, lobet den Herrn,

Ihr Sterne des Himmels, lobet den Herrn,

Lobet und preiset ihn hoch,

Alle ihr Werke des Herrn!

Herr, bleib' bei uns, denn dunkel wird's auf Erden,

Nachtthau herniedersteigt;

Müd' ist das Herz, und duldet viel Beschwerden,

Wenn sich dein Trost nicht zeigt.

Ihr thauenden Lüfte, lobet den Herrn,

Ihr Wolken des Himmels, lobet den Herrn,

Alle ihr Engel des Herrn,

Lobet und preiset den Herrn!

Herr, bleib' bei uns, dann mag es Abend werden,

Thut nur dein Licht uns scheinen:

Der du im Himmel wohnest und auf Erden,

Gern bleibst du bei den Deinen.

Ihr Diener des Herrn, lobet den Herrn,

Ihr Priester des Herrn, lobet den Herrn,

Alles, was lebet und liebt,

Lobet und preiset den Herrn!

Herr, bleib' bei uns, laß uns nicht zaghaft werden,

Wenn Nacht und Grau'n sich zeigen!

Du guter Hirt, du weidest deine Heerden,

Bis sich die Schatten neigen.

Ihr Armen und Kleinen, lobet den Herrn,

Ihr Herzen voll Demuth, lobet den Herrn,

Al' ihr Christen zumal,

Lobet und preiset den Herrn!

Herr, bleib' bei uns, der einstens dich zur Erden

Erbarmend hast geneigt,

Getragen unsre Schmerzen und Beschwerden,

Als Bruder dich erzeiget!

Ihr Engel und Erzengel, lobet den Herrn,

Ihr Cherub und Seraphim, lobet den Herrn,

Lobet eure Königin hoch,

Preiset die Mutter des Herrn!

Herr, bleib' bei uns, bis daß von dieser Erden,

Wir einstens müssen scheiden;

Herr, sieh' auf uns, damit wir selig werden,

Eingeh'n in deine Freuden.

Ihr Wunder der Liebe, preiset den Herrn,

Ihr seine Erbarmungen, preiset den Herrn,

Lobet und preiset den Herrn,

An dem Altare des Herrn.

Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden,

Der Tag hat sich geneigt!

Bei Tag und Nacht, im Himmel und auf Erden

Sich deine Hobeit zeigt!

Dir, Gott, sei die Ehre, dem Vater und Sohn

Und heiligen Geiste auf himmlischem Thron,

Wie er vom Anfang war,

Jetzt und immerdar!

Meister Anselm hatte seine Kappe wieder aufgesetzt, und sprach: Allerwege ist das ein recht kräftiges und erbauliches Lied, und der alte Philipp hat wohl recht, daß er's schier alle Tage singen mag. Es hat dem grundgütigen Gott gefallen, und durch Lied und Gesang viel Trost und Erquickung zu geben, und das ist uns manchmal sehr von nöthen; auch haben solche Lieber Manchem schon große Hilfe von oben gebracht. Als zum Exempel, so hat dies vor vielen Jahren ein junger Gesell im Riechtelgebirge gar wohl erfahren. Wenn ihr's wissen wollt, so will ich euch's erzählen.

Es war dies ein gar stinker und junger Geselle aus unserer Tuchmacherzunft, der trug in seinem Ranzgen manch schönen Thaler und goldene Münze, auch seine und nette Kleidung und andere erfreuliche Habseligkeiten; ging auch eben rüstig dem Städtlein zu, wo er sollte Meister werden und eine hübsche junge Frau nehmen, die ihn sehr lieb hatte. Innen in seinem Herzen trug er freilich auch einen kostbaren Schatz und gar nette Kleider, denn ein recht goldenes Vertrauen auf Gott den Herrn und ein reines Gewissen hatte er, seinen Eltern getreu, bisher immer zu bewahren gewußt. Die Leute aber in der letzten Dorfherberge, wo er seine Mittagsruhe hielt, schienen von diesen Herzensgütern weniger Kunde zu haben, als von jenen, die der stattliche und festgeschnürte Ranzgen barg, und darum verwunderten sie sich höchlich, daß der junge Mann ihren Worten so wenig Gehör gab und seinen Weg noch heute vollenden wollte, obwohl selbiger durch ein finsternes Waldgebirge führte, das eben als ein

Schlupfwinkel von Räubern verrufen war. Es war zwar der Jüngling nicht Willens, sich tollkühn in unvermeidliche Gefahr zu begeben, aber er konnte seinen rüstigen Füßen wohl so viel vertrauen, um einige Meilen in eben so vielen Stunden zurückzulegen, und noch lange vor Sonnenuntergang das Ziel seiner Wanderung zu erreichen; übrigens war er auch nicht gewohnt, irgendwo einen halben Tag ohne Noth müßig zu liegen. Genug, unser Freund ging seinen Weg, den er so genau als möglich erkundet hatte, und erreichte bald die ersten Anhöhen des Gebirges; da theilte sich aber der Fußpfad zwischen niedrigem Waldgebüsch, und zweifelnd blieb er stehen, hin und her schauend, und sinnend, welcher Steig wohl der rechte sein werde? Hinten im Gebüsch saß ein Mann am Boden, und verblies seine Zeit mit dem Qualm seiner kurzen Tabakspitze, dazu machte er ein ganz hämisches Gesicht, so daß unser Freund kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen konnte. Indessen mochte er doch nicht zweifeln, von ihm den rechten Weg zu erfahren, und stellte sein höflich Begehren an ihn: „Nur immer rechts!“ erwiderte dieser, „da könnt ihr nicht fehlen.“ Unser Freund bedankt sich, und ging; besser rechts, als links, dachte er bei sich; und wiewohl er sich nicht verhehlen konnte, daß der Wortkarge einen ganz seltenen Seitenblick auf seinen Ranzen geworfen hatte, so wollte er sich doch alles furchtsamen Verdachtes ent schlagen, ja es kamen die jaghaften Gedanken, die für einen Augenblick in ihm aufstiegen, ihm selber lächerlich vor; er gedachte jetzt nur, recht munter Schritte zu fördern, und wanderte rüstig waldeinwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

Breslau. Nach einer Bekanntmachung über die diesjährigen Prüfungen im hiesigen kathol. Schullehrerseminar findet statt 1) die Aufnahmeprüfung 17jähriger Präparanden am 17., 18. und 19. März und haben sich die Prüflinge am 17. früh 6 Uhr mit Schreibmaterial im Prüfungssaal ohne vorherige persönliche Vorstellung diesmal einzufinden. Die gewöhnlichen Zeugnisse für Zulassung zur Prüfung sind bis 10. März an das Seminar einzureichen; 2) die Rectorats- und Commissionsprüfung am 30. und 31. März, 1. und 2. April von früh 6 Uhr ab; 3) die Wiederholungsprüfung für die wenigstens 2 Jahre im Amt befindlichen Adjunkten am 5., 6., 7. und 8. April; Anfang der schriftlichen Arbeiten am 5. früh 6 Uhr; 4) die Lehrerinnenprüfung am 2., 3. und 4. Mai. Zulassungsgefeuche sind an das Prov.-Schulcollegium mit Taufzeugniß, Zeugniß über Vorbildung und sittliche Führung nebst selbstgeleitigtem Lebenslauf zu richten. Erforderliches Alter 18 Jahr.

— Die politisch-tendenziosen Hekereien gegen die durchgehenden österreichischen Soldaten haben Fiasto gemacht. Die hiesige Bevölkerung hat sich viel anständiger gezeigt, als gewisse politische Fanatiker vorausgesetzt, ja sie hat die Gäste sogar mit freundlichstem Wohlwollen aufgenommen und vergeblich ist also alles gemeine undeutsche Bemühen gewesen, das die Entzweiung deutscher Stämme zum Zwecke hatte. Selbst zu der lächerlichen Demonstration, dem alten Fritz die Augen mit einem Klor zu verbinden, ist es nicht gekommen und die Töne der österreichischen Nationalhymne haben den Breslauern sogar sehr gut gefallen. Der schlesische Boden ist auch durch die österreichischen Soldaten nicht „entweiht“, wohl aber der Boden Breslau's in Folge des Thauwetters sehr schmutzig. Dieser Schmutz ist aber

nicht durch österreichische Stiefeln eingeschleppt, sondern unserer Stadt „ureigenthümlich“, also echt „breslauisch.“ Die weitere Angabe gewisser orientalistisch-deutscher Blätter, als ob durch den Soldatentransport der Verkehr wesentlich benachtheiligt worden, hat sich ebenfalls als „Tendenzlüge“ erwiesen.

Brieg. Das abgelaufene Jahr hat den barmherzigen Schwestern des St. Marienstifts vielfache Gelegenheit geboten, in Krankenpflege, Erziehung und Unterricht sich thätig zu erweisen. Es wurden in der Zeit vom 1. Januar bis ult. Decem- ber 1863 253 Kranke in 5521 Pflagetagen und 1512 Nachtwachen in der Ambulanz gepflegt, darunter noch mehrere außerhalb Brieg. Außerdem wurden armen Kranken dem Bedürfnisse entsprechende Unterstüßungen gewährt. Zu diesem Zwecke wird im St. Marienstift eine besondere Krankenkasse geführt, in welche außer einem Beitrage des Vincenz-Vereins auch die Spenden der kirchlichen Armenbüchsen fließen, die an Sonn- und Festtagen an der Thüre der katholischen Kirche von Mitgliedern des St. Vincenz-Vereins gehalten werden. Die Zahl der im Stift aufgenommenen verwaisten und verwahrlosten Kinder belief sich am Jahresabschluß auf 35, worunter 5, die der hiesige Magistrate gegen das hierorts gebräuchliche Pflegegeld der Anstalt überwießen hat. Dieselben erhalten im Hause Wohnung, Kost, Kleidung, Pflege, Erziehung und Unterricht, welchen letzteren eine als Lehrerin geprüfte Schwester in der Elementarklasse des Stiftes erteilt. Durch die Güte freundlicher Wohlthäter wurde auch in diesem Jahre den Pflegekindern der Anstalt eine reichliche Christbescherung zu Theil. Die Industrieschule, an der zwei Lehrerinnen beschäftigt sind, wurde nach wie von zahlreichen Schülerinnen besucht, deren bei der letzten Schulprüfung ausliegenden Arbeiten alleseitig aufs anerkannteste beurtheilt wurden. Für die Zwecke der Anstalt waren 12 Schwestern thätig. Zahlreiche Spenden an Geld, Lebensmitteln, Feuerungsmaterial und Kleidungsstücken ermöglichten es, den zahlreichen Anforderungen eines so großen Hauswesens zu entsprechen. Auch viele Landgemeinden, insbesondere Würben, Zankau, Wellenau, D.-Leipe, Seiffersdorf, Gubiau, Lichtenberg, Woffelsdorf, Hennersdorf, Tempelsfeld, Kl. Jentzsch, Hünern, Dominium Garbendorf bezeugten unsrer armen Anstalt durch reiche Gaben die dankenswerthe Theilnahme. Man sieht aus dieser Uebersicht, wie die katholischen Genossenschaften dem armen leidenden Volk wirklich helfen, während die politischen Eliten noch immer über's „Reden vom Helfen“ nicht hinausegekommen sind.

Köln. (Das Ersparniß einer 50jährigen Dienstzeit geopfert.) Im vorigen Jahre trat in Köln ein Verein von Männern zusammen um für die armen Schwestern des heil. Franziskus, welche die Krankenpflege der Armen in der Stadt besorgen, eine angemessene Wohnung zu erwerben. Es ist bereits gelungen, ein geräumiges Haus für den Preis von 16,000 Thlr. anzukaufen. Der größere Theil dieser Summe wurde durch die bisherigen Sammlungen, wozu Reiche und Arme beigetragen, gedeckt. Besonders dankbar gedenkt der Verein einer jetzt schon verstorbenen Wohlthäterin, die, bei Lebzeiten zwar nur eine arme Dienstmagd, die Ersparnisse ihrer fünfzigjährigen Dienstzeit im Betrage von beinahe 1500 Thlr. zum Erwerb jenes Hauses gespendet hat. Ehre ihrem Andenken!

Baden. (Ein großmäuliger Revolutionsmitmacher.) Georg Herwegh machte Freiheitsverse und sang darin: „Reißt die Kreuze aus der Erden, Alle müssen Schwerter werden.“

Als derselbe in dem Jahre 1848 sich der badischen Revolution anschloß, stellte er sich auch an die Spitze einer Freischaar, von seiner Gattin als Amazone begleitet. Raum hatten aber bei Dossenbach die Gewehre angefangen zu knattern und der Pulverdampf sich gezeigt, da gab er Fersengeld, verkroch sich eilends unter das Sprigleder einer Kutsche und ließ sich von seiner Frau als Kutscher auf dem Boche sitzend in die Schweiz hineinkutschiren.

Dresden. Eine jungverheirathete Dame, die nur Institutsbildung genossen hat, steht mit ihrer Köchin in der Fleischbank zu Dresden, betrachtet einige ausgelegte Stücke Schweinefleisch, wahrscheinlich ohne die rechte Kennermine zu verrathen, und fragt endlich um den Preis. Der Metzger, ein Schlaupops, sagt: „Gutes Frauen, ohne Trichinen kostet's 4 Groschen, aber mit Trichinen kann ich's nicht anders geben, als um 4½.“ — „Nun, erwiedert das Dämchen, „so nehme ich zwei Pfund ohne Trichinen und eines mit.“

Holstein. Das neue Schleswig-Holsteinische Blatt die „Nessel“ bringt folgenden Neujahrswunsch: „Ich wollte, unser Herrgott ließe drei Tage lang auf die Schreibtische der Diplomaten Pulver regnen und schüge am vierten mit dem Bliß darein.“

— Dem Dr. J. wird aus Holstein berichtet: Am Kronenwerk in Rendsburg stehen sich sächsische und dänische Schildwachen unmittelbar gegenüber. Ein Offizier tritt zu zwei sächsischen Schildwachen, großen, gewaltigen Leuten in voller Ausrüstung, denen zwei winzige Dänen, das Feldmützchen schief auf dem Kopfe, die Sechshundertzangen auf dem Rücken, gegenüberwandelten, und fragte, ob Etwas passiert sei. „Ne, aber die Kerle dort drüben lachen uns immer aus!“ — „Nun, was thut Ihr denn?“ — „Wir lachen sie auch aus!“

Wien. Der Nothstand in Ungarn nimmt furchtbare Dimensionen an. Hungertodesfälle zählen nicht mehr zu den Seltenheiten. Es ist unendlich zu bedauern, daß das Abgeordnetenhaus die Ziffer für die Nothstandsarbeiten nicht höher griff.

— In Wien befindet sich seit Kurzem die Gräfin Verg, die Gemahlin des Statthalters von Polen, und betreibt von da aus die Scheidung ihrer Ehe, während sie sich gleichzeitig für den Uebertritt zur katholischen Kirche vorbereitet. Neu ist die Erscheinung nicht, daß gerade Diejenigen, welche die katholische Kirche anfeinden, ihre nächsten Angehörigen zur Kirche sich wenden sehen. Das ist seit 1800 Jahren oft geschehen.

Deutschland. In einigen Theilen Baierns und Thüringens werden schon wieder Auswanderungen von Landleuten zur Auswanderung nach Rußland vorgenommen. So sucht Graf Uwarow für seine Güter in den Gubernien Moskau, Pensa und Saratow eine Anzahl deutscher „Pächter.“ Was unter russischen Pächtern zu verstehen ist, haben unsere deutschen Landleute, die sich in den letzten Jahren durch allerlei Vorspiegelungen zur Auswanderung nach Rußland verleiten ließen, zur Genüge erfahren. Die schönen Versprechungen, die man ihnen gemacht, hatten, wie es sich nur zu bald zeigte, keinen anderen Zweck, als sie in ihrem hilflosen Zustande in dem fremden Lande als Stellvertreter der freigewordenen Leibeigenen zu verwenden.

Paris. Das durch alle auswärtigen Blätter verbreitete Gerücht: die Kaiserin habe ihr Leben für eine Summe von 2 Millionen versichert, wird durch ein Schreiben des Direktors der Assuranz-Compagnie „la Nationale“ an die „Opinion nationale“ dahin berichtigt, daß die Kaiserin allerdings die besagte Finanzoperation hat vornehmen lassen, aber daß dieselbe nur dazu bestimmt ist, den von Ihrer Majestät gestifteten wohlthätigen Anstalten, besonders dem Etablissement Eugénie-Napoléon

im Faubourg St. Antoine, der Hilfskasse für die Land- und See-Armee und andern, ihre Existenz nach dem Ableben der Kaiserin zu sichern.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Hr. Kasimir Herzfeld, Hr. Weinberg, Kempen; Hr. Anna Reimann, Hr. C. Schön, Woblan; Hr. Flora Licht, Hr. Rsm. H. Neumann, Pausnig; Hr. Bertha Beuthner, Hr. Maurermeister. H. Bloch, Leobischitz.

Gestorben. Frein v. Belzed geb. Gräfin Strachwitz, Laband; Berv. Fr. Lieutenant Veronica Strojinski, Breslau; Calculator Heese, Breslau; Rsm. C. Hinte, Neumarkt; Rittmeister. E. Klingner, Poln.-Wartenberg; Oberst-Lieut. a. D. E. Eichholz, Steinedorf; Berv. Fr. Louise v. Piere-Wiltan, Breslau; Berv. Fr. Kanzleidirektor Scholz, Jauer.

Todes-Anzeige.

Heute Morgen um 9½ Uhr entschlief im Herrn nach langen schweren Leiden, die er gestärkt durch die heiligen Sacramente mit aller Gottergebenheit getragen, unser frommer und fleißiger Mitbruder, der fürstbischöfliche General-Vicariat-Amts-Rath und Benefiziat der Churfürstlichen Kapelle Herr **Karl Steinig.** Mit betrübten Herzen widmen wir diese Anzeige seinen zahlreichen Freunden und Bekannten, und bitten um ein frommes Andenken. [22]

Breslau, den 23. Januar 1864.

Die Benefiziaten der Churfürstlichen Kapelle.

Heut entschlief im Herrn, mit den heiligen Sterbesacramenten wohl versehen, meine gute Adoptiv-Mutter, Frau **Johanna Henriette Schuppe**, im 77. Lebensjahre, am Lungenstiche. Die feierliche Bestattung ihrer Leiche mit vorhergehendem Requiem in der St. Adalberts-Pfarrkirche findet statt am Mittwoch den 27. Januar früh um 9 Uhr. Trauerhaus: Keizerberg Nr. 9.

Breslau, den 24. Januar 1864.

Anna Schuppe.

Verwandten und Freunden zur Nachricht, daß Sonnabend den 23. Januar meine liebe Frau von einem Zwillingepaare mit Gottes Hilfe glücklich entbunden wurde.

[23]

Julius Schneider,
Historienmaler und Gymnasial-Zeichenlehrer.

Die Wollen- und Seidenfärberei, Druckerei und Garderobe-Reinigungs-Anstalt von P. Viehler in Grottkau

erlaubt sich einem hochwürdigen katholischen Klerus zur Umfärbung alter und fabl gewordener Kirchen-Paramente jeder Art zu empfehlen, mit der Versicherung, daß dieselben dann von den neuen kaum zu unterscheiden sind.

Alle auswärtigen Aufträge werden schnell und billigt effectuirt und jede gewünschte Auskunft bereitwilligst ertbeilt.

Das Annahmelokal für Viehler's Schönfärberei befindet sich in Meisse am Ringe, bei Herrn Kaufmann **Zeichmann.** vis-à-vis der Hauptwache. [14]

Breslauer Börse vom 25. Januar 1863.

Getreide-Preise vom 25. Jan.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen Schfl 53-60-66Sg.
conv. v. 50 u. 52 4	94½ B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	100 1/2 B.	G. Weizen . . 52-56-59 .
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	93 1/2 G.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . . 36-38-40 .
Preuss. Anl. 55-56 4½	100½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	91½ G.	Schles. Rentenbr. 4	96½ G.	Gerste . . 30-33-37 .
Preuss. Anl. v. 59 5	104½ G.	do. Rustical 4	100½ B.	Posen. Rentenbr. 4	94½ B.	Hafer . . 25-27-29 .
Präm.-Anl. 1855 3½	120½ B.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	65½ G.	Erbsen . . 38-42-48 .
Staats-Schuldsch. 3½	87½ G.	Schles.neueLit.A. 4	100½ G.	Oesterr. Banknoten	81 1/2 G.	Kartoffeln . . Sack 26-36 .